Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Drei Tagebuchblätter
Autor: Steinber, Salomon D.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750276

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Also: wenn man verlangt, dass ich mich zu kleiden wisse, darf man auch verlangen, dass ich es verstehe, mein Zimmer auszustatten usw.

Die Kunst im Leben des Durchschnittsmenschen ist Sache der guten Erziehung. Sie ist etwas Selbstverständliches, das sich im persönlichen Verkehr mit Eltern und Freunden bildet und ausbildet. Etwas Selbstverständliches, d. h. etwas, von dem man nicht sprechen soll, etwas, das nicht direkt und bewusst vermittelt werden kann.

BERLIN ERNST GUGGENHEIM

□□□

DREI TAGEBUCHBLÄTTER

1. August 1914 abends 8 Uhr, Berlin:

Acht Tage geht man nun wie mit ungeheuren Gewichten beladen umher; man spricht die ganze Zeit über von nichts anderem, als von Politik; man gibt diesem recht und jenem, und dabei denkt man an etwas, das unfassbar weit hinter allen Begriffen lauert: Krieg.

Ein Bub von sechzehn Jahren steht neben mir auf der Plattform der Elektrischen; er hat blaue Kinderaugen, die schnell und glänzend über alle Dinge hingleiten; er spricht mit seinem Begleiter; es gibt sicher Krieg — sagt er einigemale hintereinander, und seine Augen leuchten auf, wie wenn er von Abenteuern in verworrenen Höhlen, von Ferienreisen, von irgendeinem funkelnden Streiche erzählt hätte.

Am Savignyplatz rings um ein Automobil stauen sich Menschen; irgendein Offizier hat darin gesessen; nun frägt alles auf den Chauffeur ein, der vor dem Hause auf den Fahrgast wartet, ob es von hieraus zum Bahnhof gehe, ob der Offizier was gesagt habe. „Ja, es geht sicher los — Hols der Henker.“ — Ein alter Arbeiter, der eine braune Samtmütze ganz hinten auf dem grauen Kopf trägt, sagt ganz unvermittelt zu mir: Dummes Zeug; los — jar nischt jeht los, et wird noch lange nischt so heiß gegessen als jekocht — ick habe drei Jungens, die jedient haben — det wär noch schöner; — dabei werden seine Augen seltsam leer, und sein Gesicht erhält einen Zug von rührender Unbeholfenheit.

Ich fahre in die Stadt zurück. Am Lützowplatz steigen drei Soldaten ein; sie lachen, und alles dreht den Kopf nach ihnen um; es liegt etwas Eigenartiges über sie ausgegossen; sie haben ganz gleichgültige Gesichter und doch zwingt einen etwas in der Seele diese Gesichter immer und immer wieder anzusehen. — Ecke Potsdamerstraße! irgend jemand hat es zuerst gerufen: Mobilmachung! Es ist als ob dieses Wort wie erstarrt in der Luft hängen geblieben wäre; schon fliegen während der Fahrt einige Blätter in den Wagen: „Seine Majestät der Kaiser — — — erster Mobilmachungstag ist Sonntag, der zweite August“. Es ist, als gefriere einem die Seele; ein breitschultriger Mann in einem hellen Sommeranzug sagt dreimal: Herrgott, oh Herrgott. Zwei Frauen, ein altes Mütterchen und eine hübsche Blondine in Trauer weinen still vor sich hin, große runde Tränen rollen in ihren Schoß; ein kleines Mädchen von zehn Jahren staunt mit runden

Augen im Wagen herum; von allen Seiten tönt es herein: Extrablatt, Extrablatt, — der Kaiser hat die allgemeine Mobilmachung angeordnet.

Ich steige am Askanischen Platz aus; mir ist, als höre ich singen; es kommt näher und näher die Königgrätzerstraße herunter; ein Zug, der von den letzten Minuten aus Männern, Kindern und Frauen zusammengeballt wurde stampft über den Platz; zwei Fahnen flattern mitten drin, eine deutsche und eine österreichische; „Fest steht und treu die Wacht — die Wa — acht" — dann ertrinken die letzten Vier im Zuge, die Arm in Arm gehen in dem Getümmel des Potsdamerplatzes, der zitternd und wie in rötlichem Nebel daliegt. — Der Bub von der Elektrischen fällt mir ein und die drei Soldaten; ich sehe sie ganz genau vor mir, besonders den einen mit dem blonden Schnauzbärtchen und der niedern Stirn — und dann der Alte vom Savignyplatz mit den drei Söhnen; von unten herauf, durch die Glocken der Elektrischen, durch den Lärm der Wagen, durch den rasselnden und brausenden Pulsschlag der Großstadt hindurch, klingt es noch einmal; die Wa — a — cht, die Wa — a —

Das ist der Krieg.

Nun sitze ich wieder zu Hause: ich muss packen und soll morgen in die Schweiz, um einzurücken. Die Fenster sind weit offen, und doch dringt keine Luft herein; es ist draußen so seltsam still, und doch flitzt ein Auto hinter dem anderen die Straße herunter, und viele Menschen stehen vor den Häusern und reden — und dennoch ist es so still, und die Stille würgt einen tief innen. Plötzlich ruft der Verstand ganz laut: Blödsinn — europäischer Krieg — das ist ja Unsinn! — Mobilmachung! antwortet der offene Koffer, Mobilmachung! gähnt der aufgesperrte Schrank — Krieg, Krieg, kichert und hohnlacht die gelbe Mobilmachungsordre, die mir der Gesandte gab.

Sonntag den 2. August: im Eisenbahnzug.

In unserer Abteilung sitzen statt acht, zwölf oder noch mehr Personen. Die Luft ist zum schneiden; man sitzt zwischen großem und kleinem Gepäck eingekeilt, das in den Netzen keinen Platz mehr fand. Links von mir quält sich ein junger, blonder Mann mit seinem Handkoffer ab, rechts von mir sitzt ein Welschschweizer, mit dem ich ins Gespräch komme: Ja, ja, jetzt geht's halt los. Ein dritter, ein deutscher Militärarzt, beugt sich vor und meint: Sie haben's ja gut — ihnen passiert nichts — na, in zwei Monaten ist der Rummel ja sowieso fertig. Dabei rattert's in den Rädern, und das Gehirn überträgt den Rhythmus in die Formel: nach der Schweiz, nach der Schweiz, nach der Schweiz.

Irgendwie steigt in mir die Frage auf: werden wir nicht in diesen Wirbel hineingerissen werden? und dabei legt es sich wie Lähmung auf Nerven und Muskeln. — Mein Nachbar zur Linken reißt mich aus den Gedanken: Sie sind Schweizer? — Ja — Glauben Sie, dass die Schweiz mich hereinlassen wird? ich bin Russe, fügt er leise hinzu. — Sicherlich, wenn Sie Ausweispapiere haben.

In Halle steigt er aus und fährt nach München. Ein Herr hat ihm gesagt, die Schweiz lasse kaum noch Ausländer herein; dabei war er gestern Abend von München nach Berlin geflohen, hatte aber hier, als er den Trubel der Straßen sah, den letzten Zug nach der Schweiz bestiegen — und fuhr nun glücklich wieder nach München zurück, überreizt, verwirrt und zitternd unter der drohenden Angst, irgendwo als Spion von rauhen Händen aufgegriffen zu werden.

Gegen Abend hält der Zug auf freier Strecke; ich sehe zum Fenster heraus; auf dem Nebengeleis steht ein Zug, der vorgelassen werden soll; in endloser Folge hängt Wagen an Wagen, zum Teil von grauem Segeltuch überspannt. Wie ich mich vorbeuge, blicke ich tief in den runden dunklen Mund einer Kanone

hinein; zwei Soldaten, mit Eichenblättern an den überzogenen Helmen, sitzen lachend auf ihr; ihre Hände fahren wie kosend über das Metall hin; dann winken sie in den Abend, einem Bauernmädchen hinüber, das klein, wie eine Puppe, weit weg auf einem Feldweg steht und ein Tuch schwenkt. — Wie der Zug an uns vorbeifährt, rufen sich von beiden Seiten die Soldaten Witze und Wünsche zu; doch die Rufe werden von dem Gekreisch der Räder überschrien: Krieg, Krieg.

Wir rasen weiter; auf den Feldern heben die Bauern die arbeitsschweren Köpfe und winken uns zu mit ungelenken Händen; auf allen Bahnhöfen, an denen wir vorbeifliegen, stehen feldgraue Soldaten, Frauen und Kinder — und alle winken und winken. Überall im fernen Horizonte recken sich Arme hoch, aus allen Fenstern flattern Tücher — tausende und tausende von Augen folgen unserer Fahrt — und das betrübt und erschüttert. — Die Schweizer im Nebencoupe beginnen zu singen: unds Vreneli abem Guggisbärg — und einmal, als der Zug einen Bogen macht, trägt der Wind vom letzten Wagen her, ein anderes Lied zu uns: in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn — das sind die deutschen Einzügler.

Mitten in der Nacht hält der Zug abermals auf freier Strecke; vor unserem Wagen geht ein Soldat, der Streckenwache hat; Einer frägt aus dem Fenster: Gibt's was Neues — ist schon Frieden? Der Soldat lacht: über Nürnberg hat heute Abend ein französischer Flieger Bomben geworfen; eine russische Kavalleriepatrouille ist schon über den Haufen geworfen worden.

Ich staune: So, also geht es scheint's doch los! Blödsinn, ruft mein Verstand — europäischer Krieg — das gibt's ja gar nicht.

Montag abend: Zürich.

Ich habe mir in Winterthur meine Uniform geholt; wie ich im Zeughaus stand, dachte ich mir: in zwei, drei vielleicht vier — na sagen wir acht Wochen gebe ich die wieder ab — und fahre nach Berlin zurück.

2. Februar 1915.

Sechs Monate Krieg. Zwei Worte klingen mir die Zeit her immer im Ohre: Herakleitos: *πολεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι* — — Krieg ist der Vater aller Dinge — aller Dinge König; die einen macht er zu Göttern, die andern zu Menschen, die einen zu Sklaven, die andern zu Freien. Und dann jenes von Hebbel: Die Geschichte der Menschheit macht zuweilen einen Eindruck auf mich, als ob sie der Traum eines Raubtieres wäre.

Ganz am Anfang, während des Militärdienstes, stand ich auf und dachte mir so in den frühen Morgen hinein: es ist Krieg, man schießt, man tötet sich, es ist grausam und schrecklich — aber der Fluss der Dinge und die Entwicklung bringen das eben so mit sich. — Nach und nach stieg es aber wie Zweifel an der Notwendigkeit der Erscheinungen auf, und heute sitzt nur noch ein fressender Schmerz tief im Herzen, das Auge starrt unverstehend in die Not des Tages, das Ohr hört unverstehend den donnernden Zorn der Geschütze von Jenseits der Grenzen herüberklingen, und es ist mir, als seien die letzten Wochen und Tage eine tiefverknotete Folge von tausend Rätseln geworden. — Dreimal am Tage widerhole ich mir: Deutschland musste deswegen losschlagen, England machte deswegen mit, Frankreich kam deswegen dazu und der Russe darum, aber der Verstand, der mir vor sechs Monaten hohnlachend die Unmöglichkeit eines europäischen Krieges bewies, mag mir heute noch so klar darlegen: deswegen kam es, so ist die Reihe von Ursachen und Folgen — das ist die geschichtliche Voraussetzung, ich stehe nach sechs Monaten als einzelner Mensch unverstehend vor dem tiefverwirrenden Unglück und fühle nur den Schmerz.

Gestern schrieb mir ein Freund: wenn ich dir meinen Zustand beschreiben soll, so bleibt mir nur das eine Wort übrig: ich habe der Welt gegenüber die Gesinnung verloren; das ist es; man weiß tief innen nicht mehr, was man mit der Welt — abgesehen von allem Politischen — anfangen soll; es ist, als ob der Einzelne dem riesenhaften Schauspiel gegenüber, das Millionen und Millionen von Menschen und Dingen in seinen schauderhaften Rahmen klammert, Sprache und Denken verloren habe, und als ob einzig und allein das Gefühl, jener sonderbare Gesamtzustand aus Undefinierbarem es versuchen dürfte in seiner seltsamen Sprache darüber zu sprechen.

Wie von Traum zu Traum führt der Weg dieser Tage; zwischendurch kommt ein kurzes Erwachen; es kommt einer und erzählt: haben Sie gehört jener ist gefallen — dieser ist verwundet; man spricht es so halblaut nach: gefallen — gefallen — das heißt doch tot — ja das ist doch ganz unmöglich, der stand doch noch vor 6 Monaten gesund und kräftig vor mir — dann erinnert man sich: Krieg, und will eine Sekunde lang verstehen, was das heißt; kaum aber begreift man und versucht sich klarzulegen, dass jener durch seinen Tod geweiht wurde, dass er ein Stück Weltgeschichte sei, so öffnet der Schmerz schon seine dunklen Türen und lässt seine schwarzen Fluten in einen strömen, dass man, um nicht in sich zu ertrinken, sich an irgendein Wort klammert, das ein Großer sprach, und das einem zum Rettungsanker werden soll; ja, alter Herakleitos: der Blitz regiert die Welt.

ZÜRICH SALOMON D. STEINBERG

□□□

DER KAMPF UM DEN STAR

Im Jahre 1709 erschien in Paris eine kleine Schrift, nicht größer als ein Taschengebetbuch, welche sofort die ganze gelehrte Welt von damals in Aufregung versetzte. Der Verfasser hieß Michel Brisseau, er war ein tüchtiger und gescheiter Arzt, der trotz seiner Jugend im Dienste des Königs stand. In seinem Werklein bemühte er sich, seine eigene Ansicht über den grauen Star des menschlichen Auges darzustellen, den er, im Gegensatz zu der landläufigen Meinung von dem Häutchen vor der Linse, als erster, als eine Trübung in der Linse selbst richtig erkannte.

Brisseau ahnte wohl nicht, welchen bedeutsamen Schritt er damit wagte, seine Erfahrung gründete sich nur auf einige wenige Beobachtungen; er ahnte gar nicht, dass in diesem Augenblick die Wiedergeburt der Augenheilkunde und der Kampf um den Star begann, der ein ganzes Jahrhundert erfüllte und zu einem der höchsten Triumphe der Medizin führte.

Es gibt in der Tat kaum eine andere Erscheinung im Gebiet der Kulturentwicklung, die diesem Ereignis, dem Aufeinanderprallen der schroffsten Gegensätze, dem Tasten und Forschen nach der Wahrheit, gleichzustellen wäre. Nur eine Erfindung ließe sich in dieser Beziehung vielleicht ähnlich einschätzen, die Erfindung der Buchdruckerkunst: auch hier der Anfang einer völlig neuen Epoche, deren Bedeutung niemand ahnte, die aber zum Heil der Menschheit wurde.

Die Vorgeschichte des Stars reicht schließlich auch ins graue Altertum zurück. Immer und immer wieder, bald mit mehr oder weniger Erfolg, versuchten die Aerzte und solche, die sich dafür hielten, dieses Sehhindernis zu beseitigen. Die Art und Weise, wie man dabei vorging, blieb sich im Lauf der Zeiten so